

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 111. Bydgoszcz/Bromberg, 17. Mai 1938

Im Kino fing es an..

Roman von Hugo M. Kritz.

(16. Fortsetzung.)

Manja drückte die Zigarette im Aschbecher aus und lehnte sich zurück.

„Er ist sehr merkwürdig", sagte sie. „Wir können uns ja heutzutage kaum mehr vorstellen, was so in manchen Köpfen der Menschen aus dem vorigen Jahrhundert vorgegangen ist. Wir finden es heute vielleicht lächerlich und unbegreiflich, aber schließlich muß man die Tatsachen hinnehmen wie sie sind. Sie sagen adoptiert. Aber Ihre Tante muß ein sonderlicher Mensch gewesen sein. Sie wollte kein adoptiertes Kind haben. Es mußte ein eigenes sein. Vielleicht schämte sie sich, daß sie kinderlos geblieben war, sicherlich dachte sie dabei auch an die Erbschaft. Kurz und gut, es war so: sie machte eine Reise, blieb ein paar Monate fort und als sie wiederkam, hatte sie ein Kind. Sie war damals schon über vierzig Jahre alt. Haben Sie zu Hause niemals davon gehört?"

„Ich kann mich nur dunkel besinnen. Es hat mich nie interessiert."

„Sie hat einfach dieser armen Frau ihr Kind abgekauft. Es gibt einen richtigen Vertrag zwischen Frau von Schippenheil und Frau Kilian, worin diese sich verpflichtet, keine Ansprüche zu stellen. Sie bekam hundert Kronen alles in allem. Die gnädige Frau scheint nämlich zu allem auch noch geizig gewesen zu sein."

Leonhard blieb zurückhaltend. Sein Mißtrauen fand keine Auflösung. Es war nicht persönlicher Argwohn gegen diese Frau, die einen vorzüglichen Eindruck auf ihn machte, sondern es war mehr eine unbewußte Regung seiner Natur, nichts an sich herankommen zu lassen.

„Sie sind nicht überrascht", sagte Manja. „Ist Ihnen denn schon bekannt, was ich Ihnen hier sage?"

„Nein, es ist mir neu. Es ist auch sehr interessant, nur sehe ich die Zusammenhänge noch nicht. Sie erwähnen eine Gefahr, in der ich mich befinden soll."

Manja zog die Brauen etwas empor.

„Sie müssen nur eine Schlußfolgerung ziehen", sagte sie lächelnd. „Nämlich die, daß das Vermögen Ihres Vetters Vinzenz rechtmäßigerweise Ihnen gehört."

Leonhard sah zu Boden und trommelte mit den Fingern auf seinen Knien. Er hörte Lucille nebenan im Zimmer sich bewegen.

„Und die Gefahr", fuhr die Stojowska fort, „ist die, daß Kilian in Ihnen seinen gefürchtetsten Feind erblickt. Es ist ja auch klar. Er erhält von Vinzenz jährlich dreißigtausend Mark dafür, daß er den Mund hält. Sie werden zugeben, das ist ein Einkommen, um das zu kämpfen sich lohnt."

„Gegen wen will ich kämpfen? Ich tue ihm nichts."

„Weil Sie nichts wußten, bisher."

„Und Sie meinen, daß Vinzenz seine eigene Herkunft kennt? Vorausgesetzt natürlich, daß Sie sich nicht irren. Daß sich tatsächlich alles so verhält, wie Sie sagen."

„Aber ja", erwiderte sie gelassen. „Natürlich verhält es sich so, wie ich sage. Glauben Sie denn, man kann sich so eine komische Geschichte einfach ausdenken? Bis vor drei Jahren wußte Vinzenz nichts davon. Er dachte, er wäre ein geborener Schippenheil. Aber Kilian, sein Bruder, hat es irgendwie herausbekommen und ihm einfach die Pistole auf die Brust gesetzt. Er ist kein Ehrenmann, dieser Kilian."

Leonhard hob plötzlich den Kopf.

„Eine Frage, Frau Stojowska. Was für ein Interesse haben Sie, mir dieses zu berichten?"

Sie war einen Augenblick verwirrt. Sie wagte es nicht, ihre wahren Beweggründe zu nennen, sie fühlte instinktiv, daß sein Mißtrauen wachsen könnte, wenn er nur Vergeltungswillen als ihre Triebfeder vermuten würde.

„Mein Gott", sagte sie achselzuckend, „schließlich handelt es sich doch um ein großes Vermögen. Es ist nur selbstverständlich, wenn ich Ihnen davon Mitteilung mache."

„Sie sind aber doch mit Herrn Kilian befreundet."

Manja Stojowska legte den Kopf auf die Seite und zögerte sekundenlang. Sie fühlte sich ein wenig unbehaglich.

„Nein", sagte sie dann „ich bin nicht befreundet mit ihm. Ich habe aber auch kein Interesse daran, ihm zu schaden. Ich finde nur, es muß Gerechtigkeit geben."

Leonhard seufzte tief auf.

„Tja", sagte er, „Gerechtigkeit. Ist es letzten Endes nicht eigentlich egal, ob Vinzenz ein geborener Schippenheil ist oder nicht? Meine Tante konnte ja ihr Vermögen hinterlassen, wem sie wollte. Hätte sie ihn normal adoptiert, anstatt so eine Hintertreppengeschichte in Szene zu setzen, dann wäre doch alles in Ordnung." Er sah sie an und sagte offen: „Wissen Sie, ich finde, man soll Menschen nicht wegen der Dummheit ihrer Eltern ins Unglück bringen. Wie auch die Rechtslage sein mag, Vinzenz ist doch unschuldig. Und er hat etwas geleistet. Und wenn er wirklich das Kind einer Arbeitersfrau ist, er ist ein tüchtiger Mensch. Vielleicht wäre er das nie geworden, wenn er als echter Schippenheil das Licht der Welt erblickt hätte. Wer kann es wissen!"

Manja war erbost über soviel Gleichmut, Trägheit und Naivität. Ja, es verschlug ihr ein wenig den Atem. Sie hatte das Gefühl, als ob ihre langgehegten Pläne plötzlich ihre festgefügte Gestalt verlören und nebelhaft zerflatterten.

„Stehen Sie denn mit Ihren Vetter Vinzenz auf so gutem Fuße, daß Sie nichts gegen ihn unternehmen würden?" fragte sie etwas spitz.

Er lachte.

„Ganz im Gegenteil. Er ist wirklich ein ekelhafter Mensch. Aber kann einer nicht tüchtig und anständig und dennoch ein ekelhafter Mensch sein?"

Manjas Gesicht verdüsterte sich. Sie setzte sich nervös im Stuhl zurecht. War dies ihre große Stunde? Sah so ihr Bundesgenosse aus? Dieser Mensch machte ja ein fast gelangweiltes Gesicht, und sie hatte gedacht, er würde ihr um den Hals fallen, als hätte er das Große Los gewonnen.

„Ich finde es sonderbar", sagte sie, „daß Sie so gleichgültig dasitzen, während ich Ihnen doch, weiß Gott Dinge

sage, die Sie aufregen müßten. Ich komme hierher um Ihnen ein Vermögen anzubieten, und Sie reagieren nicht einmal darauf. Haben Sie selbst soviel Geld, daß Sie keinen Wert darauf legen? Oder glauben Sie, ich habe mir diese Geschichte aus dem Finger gesogen? Sie haben ja gar keine Ahnung, unter welch schwierigen Umständen ich überhaupt hierher gelangen konnte. Wenn Kilian erfährt, daß ich bei Ihnen gewesen bin, ich glaube, er würde uns beide ermorden." Sie sprang plötzlich hoch und stampfte mit dem Fuße auf: „Zum Teufel, lachen Sie doch nicht! Halten Sie mich für verrückt oder was glauben Sie überhaupt? Will ich denn etwas von Ihnen? Ich will keine Provision, will überhaupt nicht! Ich dachte, Ihnen einen Dienst zu erweisen, das ist alles, und Sie sitzen da und lachen mich einfach aus!"

Leonhard war ebenfalls aufgestanden. Sein dunkles Gesicht war jetzt ernst, fast feierlich.

„Entschuldigen Sie, wenn ich gelacht habe. Es gibt gewisse Vorstellungen, die mich im ersten Augenblick erheitern. Nehmen Sie bitte Platz und seien Sie mir nicht böse. Wie sich dies alles auch in Wirklichkeit verhalten mag — ich schätze Ihre guten Absichten und bin Ihnen jedenfalls ehrlich dankbar."

Manja setzte sich wieder, obwohl diese papierene Ansprache ihre Enttäuschung nicht linderte.

„Sehen Sie", fuhr Leonhard fort, indem er sich ihr gegenübersetzte, „was Sie mir sagen, ist so überraschend für mich, daß ich zunächst gar nicht weiß, was ich dazu sagen soll. Können Sie das nicht verstehen?"

„Doch doch", sagte sie ungeduldig. „Aber es muß ja wohl etwas geschehen, nicht wahr?"

„Das ist die Frage. Ich habe nichts in der Hand. Was soll ich tun? Wo gibt es Beweise? Vielleicht irren Sie sich, vielleicht ist alles nur eine Mystifikation. Man kann diese Sache nirgends anpacken, man greift ins Leere."

„Aber nein, Kilian besitzt doch das Schriftstück, von dem ich gesprochen habe. Diesen Vertrag zwischen seiner Tante und seiner Mutter. Er hat es versteckt, ich weiß aber, wo. In einem Buchrücken in seiner Bibliothek, ich kenne auch das Buch. Außerdem muß man die Eintragungen in den Kirchenbüchern feststellen können. Ihr Vetter ist ja zweimal zur Welt gekommen, einmal als Kilian und einmal als Schippenheil. Was ist aus dem Kilian geworden? Ich glaube nicht, daß es sehr schwierig ist, das alles herauszubekommen. Nur muß man sich eben rühren."

Sie blickte verdrossen vor sich hin.

„Alles sehr leicht gesagt", versetzte Leonhard. „Aber ich kann nicht einfach bei Kilian einbrechen. Ich kann auch nicht herumreisen, um Nachforschungen anzustellen. Dazu fehlt mir Zeit und Geld. Ich muß in den nächsten Tagen nach Bremen und werde zwei Jahre auf See sein. Wie soll ich denn dies alles in Szene setzen?"

„Denken Sie darüber nach."

Manja Stojowska stand entschlossen auf. Sie hatte jetzt wirklich genug. Sie kam sich ja vor wie eine Handelsagentin, die einen zaudernden Kunden beschwatzen muß. Nein. Sie war bereit, ihm einen Wink zu geben, sie hatte erwartet, er würde sich mit der selbstverständlichen Bereitschaft eines entschlossenen Mannes daranmachen, ein Vermögen für sich einzufangen. Statt dessen saß sie hier wie ein Bittstellerin. Sie war in ihrem Stolz verletzt und jetzt mit einem Male, fühlte sie sich über alle diese Dinge hinauswachsen. Was ging sie dieser fremde Mann an? Sie hatte genug. Ja, sie hatte genug von Kilian und von allem. Es war eine Ernüchterung. Klarheit und Einsicht kam in ihre Gedanken, und was hinter ihr lag, glaubte sie jetzt überwunden zu haben. Sie atmete tief auf.

„Überlegen Sie sich alles", sagte sie mit Gleichmut. „Was meine Person betrifft — ich kann Ihnen nur immer wieder versichern, daß ich an dieser Sache nicht interessiert bin. Es ist nur ein komischer Gedanke, wenn man weiß, da gibt es einen Menschen, dem gehören eigentlich zwei Millionen und er ahnt nichts davon. Man fühlt sich gedrängt, es ihm mitzuteilen. Verstehen Sie? Daß er sie nachher nicht haben will — das ist eine andere Sache, jedenfalls nicht vorauszusehen."

Er sah sie mit großen Augen an.

„Zwei Millionen, sagen Sie?"

Sie lächelte verwundert.

„Natürlich. Was dachten Sie denn?"

Er fuhr mit der Hand durch die Luft. „Allerhand Geld. Aber zwei Millionen auf dem Dache —"

„Ihre Sache, den Spatz in der Hand vorzuziehen." Sie lächelte reizend. „Hier ist meine Adresse, für alle Fälle. Ich muß jetzt gehen." Sie reichte ihm die Hand. „Und entschuldigen Sie bitte die Störung", sagte sie nicht ohne Spott.

Er verabschiedete sich ein wenig verlegen und begleitete sie zum Lift. — —

Als Leonhard wieder ins Zimmer trat, fand Lucille am Schreibtisch und zündete sich eine Zigarette an.

Sie wandte ihm ihr Gesicht zu. Er war erstaunt über den Ausdruck von Feindseligkeit, mit dem sie ihm entgegensah.

„Was hast du?" fragte er verwundert.

„Wie kannst du die Frau so fortgehen lassen?" fuhr sie ihn an, „eine solche Chance, bist du verrückt geworden?"

Sie warf eine Schulter vor, er hatte sie noch nie so gesehen, so zornig, erregt und unduldsam. Was war in das Mädel gefahren? Sie war ihm fremd in diesem Augenblick.

„Aber Lucille", sagte er und wollte ihren Arm berühren.

Sie zuckte weg und begann im Zimmer umherzulaufen.

„Zwei Millionen", rief sie, „eine solche Chance! Was bist du für ein Idiot, Leonhard! Man müßte dich schlagen für soviel Dummheit, es ist nicht zu fassen. Begreifst du denn nicht", schrie sie, „daß du ein gemachter Mann sein könntest, wenn du nur um ein Lot gescheiter wärest?"

„Aber Kind", sagte er verstimmt. „Du glaubst doch nicht, daß an dieser Geschichte ein wahres Wort ist. Typisches Ammenmärchen. Ich weiß nicht, worüber du dich so aufregst"

„Soviel Geld", schrie sie, „Mensch Gottes, zwei Millionen. Natürlich ist die Geschichte wahr, dieser Kilian hat ihr den Laufpaß gegeben, das ist doch ganz einfach, sie will sich rächen. Und du hast nicht gefragt, wie das Buch heißt, in dem das Schriftstück versteckt ist, du hast überhaupt alles falsch gemacht! Diese Frau hätte Anspruch auf mindestens fünfzig Prozent Beteiligung, und sie verlangt überhaupt nichts von dir. Was wäre das für ein glattes Geschäft, wenn du nur ein wenig Verstand hättest! O, dafür würden die Männer bei uns zehnmal, hundertmal ihr Leben einsetzen. Das sind aber auch Männer! Und du — du wirfst zwei Millionen zum Fenster hinaus!"

Wie sich dieses Mädchen gebärdet! Er konnte sie nur staunend betrachten. Was für ein fremder Glanz in ihren Augen brannte. War es das Goldgräberblut, diese ewige Jagd nach dem Gold, nach dem Dollar? Ja, dies war ein Stück Amerika, dieses zarte kleine Geschöpf mit dem süßen Puppengesicht, das jäh aufflammte wie geschürte Glut, sobald es Gold ahnte, Geld, den einzigen Sinn und Inhalt ihres Daseins, dieses Geschöpf zitterte am ganzen Körper wie ein gieriges Tier, das Beute wittert.

Leonhard fühlte eine würgende Abneigung.

„Wir sind nicht in Amerika", sagte er, „und ich bin kein Gangster."

Er wandte ihr den Rücken zu und trat ans Fenster. Er sah auf die vorbeispritzenden Autos und auf die Bäume, die behutsam Grün ansetzten. Seine Kiefer mahlten ein wenig. Er war entschlossen, sie einfach vor die Tür zu setzen, er wartete nur darauf, daß sie wieder davon anfing. Was ging ihn schließlich diese Person an? Ihm war sie nur eine Last, deren er sich aus Gutmütigkeit nicht entledigte.

Aber Lucille hatte ein feines Gefühl für seine Stimmung. Ganz sanft kam sie heran, wie auf Samtpfötchen.

„Nun ja", sagte sie nachgiebig, „sicher hast du recht. Die Verhältnisse sind hier eben anders. Aber du mußt zugeben, daß an sich ein solcher Fall doch möglich wäre. Es ist sehr häufig vorgekommen, daß fremde Kinder untergeschoben wurden. So etwas ist doch nichts Ungewöhnliches."

„Nein", sagte er brüsk. „Es interessiert mich aber nicht."

„Wenn aber vielleicht doch alles wahr ist?"

„Auch dann nicht". schnauzte er sie an.

(Fortsetzung folgt.)

Peter Michels geht zu seiner Mutter.

Erzählung von Frieda Pelz.

Über Peter Michels war ein Unglück gekommen, mit dem er nicht fertig werden konnte, so daß er wie ein Kind wurde und zu seiner Mutter ging. Das war ein weiter Weg. Noch immer wohnte sie in dem kleinen Harzdorf, und das alte Haus stand noch immer am Fuß des Brocken. Das Herz schlug Peter Michels, als der Zug in die Heimat fuhr. Hier war er als Student gewandert, diesen Weg war er heimgekommen nach dem Großen Krieg. Er weiß es noch. Der Vater war nicht mehr da, — und die Altersgenossen im Dorf waren bärtige und wortkarge Männer geworden.

Peter hatte Beesch aufgesucht, der ihm immer lieb gewesen, aber Beesch war unzufrieden, denn er hatte nur noch ein Bein.

„Die — anderen haben es besser", war seine Meinung. — „Warum bist du denn nicht bei den anderen, bei den Franzosen, geblieben, warum bist du denn auf deinem einen Bein bis hierher gekommen, wenn die es dort besser haben?" hatte Peter sich erregt. — „Du kannst klug reden, du bist ja jetzt ein Studente und ein feiner Herr", hatte Beesch ihm geantwortet und war gegangen. Peter hinter ihm drein, denn das wollte ihm keine Ruhe lassen. „Heinrich", hatte er gesagt, „haben wir nicht miteinander in demselben Dreck gelegen, haben wir nicht für dieses Stückchen Erde auf denselben Feind geschossen, und ist es uns nicht geblieben und gehört es nicht uns beiden? . . . Siehst du, deswegen bist du wiedergekommen — und ich auch — und deswegen sind wir gleich, ganz gleich, hörst du, — denn was ist schon ein Student? Im Herzen sitzt das Leben — nicht der Kopf!"

Da war Beesch still geworden, und sie hatten sich nachher die Hände gegeben, aber die Rede ging Peter nicht aus dem Kopf. Was war das im Vaterland, was war das? Man konnte es nicht greifen und nicht nennen, aber man spürte es. Hatte sich die Welt gedreht oder ein Teufel seine Saat gesät?

Vor Mutters Haus hielt der Brocken Wacht, und Peter hatte damals viele Stunden auf der kleinen Bank gesessen und zu dem Steinriesen emporgesehen. Der Berg hatte Völker und Heere durch die Jahrhunderte ziehen sehen, und von seiner Stirn lasen die Bauern noch immer Sonne und Wetter ab. Er war wie ehedem. Es war vielleicht der Berg, von dem das weise Hirtenbüblein dem König geschwatzt, der Berg, zu dem alle tausend Jahre ein Vogel kam und seinen Schnabel wetzte, damit, wenn er ihn niedergemetzelt, die Menschen um eine Sekunde der Ewigkeit wüßten. Der Berg war dem Heimgekehrten ein Maßstab gewesen, daran er lehnte und wieder seines alten Gottes Hand hielt.

Dann war die Zeit der Geldnot gekommen. Die Schwestern hatten geheiratet und das letzte Wenige mitgenommen. Für ihn, den Jüngsten, blieb nur die Liebe der Mutter und die eigene Kraft. Es war genug. Peter Michels hatte ein fröhliches und dazu ein reines und starkes Herz. Er mietete eine Kammer unter dem Dach und tat in der Zeit, die das Studieren übrig ließ, Nachtwächterdienste als Werkstudent. So kam er über die Not.

Das würde er nie vergessen, wie er nachts durch die stillen Straßen gegangen und das Herz ihm wider Willen schwer geworden war. Wenn er an seine eiskalte Kammer dachte und hinter den hellen Fenstern Gläser klingen und Lachen hörte. Einmal auch war hinter einem hellen Fenster ein unablässig Stöhnen gewesen, und jedesmal, wenn Peter bei seinem Rundgang an diesem Fenster vorbeigekommen, hatte er stillgestanden und gelauscht. Dabei war ihm eine Kraft ins Herz gefahren, wie ein Dankgebet, die hatte ihn hoch aufgefüllt: Er war gesund! Und wenn es doch wieder einmal arg werden wollte, war immer noch die Mutter da, und er hatte sein Wanderränzel geschnürt und war zu ihr gegangen. Für den Zug reichte es natürlich nie. Da war er dann quer durch die Wälder gegangen, von Sonne durchleuchtet, als gehe es schnurstracks zum Paradies. Das fiel ihm nun wieder ein.

Da sah er das kleine Haus wieder, mit dem Stöckelzaun, und die Mutter saß im Lehnstuhl am Fenster. Die Freude schoß ihr ins Gesicht, als er so unerwartet eintrat. Hastig stand sie auf und breitete ihre Arme aus: „Mein Junge!"

Peter Michels ging zuerst in den Blumengarten. Da stand wieder der hohe Sonnenglanz, und es blühten die lieblichen Reseden, deren Duft er durch alle Ferne gespürt hatte. Es gab so viel zu sehen und so viel sich zu freuen, daß er fast vergaß, was ihn hergetrieben hatte. Als aber die Sonne sank und alles — auch die Mutter — blasser wurde, überkam es ihn wieder. Er sah es wohl, die Mutter war alt geworden, und er konnte sie nicht mehr mit Leid beschenken. Er rückte seinen Stuhl dicht zu ihr hin und sprach von längst vergangenen, heiteren Dingen.

„Weißt du noch, — Mutter, — früher . . ." und sie lächelte. Einmal, als er heimgewandert, hatte ihn im Wald ein heftiger Regen überrascht. Ungezählte Kilometer war er marschiert, und seine Füße schmerzten. Da hatte plötzlich, wie durch Zauber, ein Holzfäller am Wege gesessen. Sie hatten mitsammen ihr Brot gegessen, und dann hatte der Mann ihn mitgenommen. Wie hatte Peter eifrig sein Ränzel dem Holz unter den Leib geschnürt, war fröhlich hinaufgeklettert und hatte, wie der Harzgeist selber, auf dem schrecklich dicken, hölzernen Pferde aufgesessen. Es war wunderschön da oben. Man sah das ganze liebe Land. Manchmal wollte die Sonne durch, und dann stand der Regen wie heiliger Rauch über der Heimat. — Am Dorfeingang war Peter Michels dann mit schönem Dank abgestiegen, und die Jungen hatten über seinen merkwürdigen Gang gelacht. Die beim langen „Ritt" über die Stämme gedehnten Beine wollten sich nicht wieder zusammenfügen und schaukelten breitspurig über die Dorfstraße.

Die Mutter lächelte. Ihr war, es sei gestern gewesen, daß er, so merkwürdig schaukelnd, zu ihr ins Zimmer getreten war.

„Und dann, Mutter, — weißt du noch, damals . . .?"

Da war es Winter, dicker, grober Winter gewesen. Der Wald lag tief verschneit, und über den Bergschnee hatte sich eine feste Frostdecke gelegt, so daß man wie mit Flügeln zu Tal stieg . . .

Dann war es dunkel geworden, und der Schnee fing langsam zu leuchten an. Im Wald war Peter Michels jemand entgegengekommen. „Hallo!" rief er. Peter war stehen geblieben. Was mochte der Fremde wollen? Der Mann war erst zu erkennen, als er dicht davor stand. „Wo willst du denn hin?" hatte er gefragt, und als Peter sein Dorf nannte, hatte er ihn eingeladen, mitzukommen. Peter Michels erkannte die Umrisse eines etwa drei Meter langen Schlittens, den der Mann sich zurechtgebaut. Er war mit kleinen Bäumen beladen, die er wohl nach dem Holzschlag frei bekommen hatte. Dann ging es los. Während Peter noch überlegte, hatte der Mann ihm zwei Spießstöcke gegeben, und die unheimliche Fahrt begann. Die Holzlast trieb den großen Schlitten, der empfindlich war wie ein Reitpferd, mit unheimlicher Gewalt bergab, die die Bäume wurden zur Wand.

„Rechts legen!" schrie der Mann, und schon waren sie herum. „Links!" „Rechts!" Der Schlitten gehorchte jedem Druck. Peter kam zu keinem Gedanken, er gehorchte nur. Das war unvergeßlich. „Staken!" sagte der Mann, es ging ein Stückchen bergan, — dann flogen sie weiter. Noch nie hatte Peter Michels Herz so gewaltig geklopft, wie bei dieser seltsamen Fahrt, und als er abstieg, erwachte er wie aus einem Rausch. Das war Jugend, brausende, rauschende Jugend. Er gab dem Mann die Hand, — dann war er daheim. „Weißt du noch, Mutter?"

Mutter ist eingeschlafen, und Peter sieht lange in ihr Gesicht. Schon müde? Früher konnte er das alles nicht oft genug erzählen.

Er geht leise aus dem Zimmer und steht am Gartenzaun und sieht zum Brocken empor. Einmal wird es sein, daß seine Mutter die Augen nicht mehr auftut und nie wieder hört. Peter sieht unverwandt zur Bergspitze empor. Was ist alt, was ist jung vor dem ewigen Stein? Was auch ist Leid oder Unglück? Was ist selbst der Tod? Hier wird er die Mutter immer finden, denn seine Mutter ist unsterblich wie der Berg, und mit ihr lebt das Erinnern an seine starke, glückliche Jugend, das alles zwingt, auch den Tod . . .

Die Sache mit dem ersten Kuß.

Heiteres von Inge Sonntag.

Ursel war 17 Jahre alt, konfirmiert und feierlich aus der Schule entlassen. Sie hatte die Tanzstunde besucht und ihr erstes Ballkleid bekommen. Ursel vermied es, — wenigstens vor Zuschauern —, noch wie früher über Gartenzäune zu klettern und mit den Jungens um die Wette zu laufen. Sie kam sich mächtig erwachsen vor, benahm sich gesittet (oder zumindest so, was sie darunter verstand) und nannte sich nunmehr Ursula. Aber trotz Namen, neuen Kleidern und ernsthaften Versuchen, aus sich eine Dame zu machen — so ganz als Erwachsene kam sie sich noch nicht vor. Irgend etwas schien ihr zu fehlen. Ein Unterschied — das merkte sie ganz deutlich — bestand zwischen ihr und den um zwei Jahre älteren Freundinnen, die unter zahlreichen Blicken über das Parkett eines Ballsaales segelten wie ein über die Toppen geflaggter Hochseekreuzer; während Ursel, oh! — Ursula, bei ähnlichen Anlässen vielmehr das Gefühl hatte, ein mit den Wellen kämpfendes hilfloses Boot zu sein.

Wenn guter Rat sehr teuer geworden ist, pflegt man sich selbst mit ernsthaften Problemen einer Freundin anzuvertrauen. Ursel ging zu Anna-Charlotte. Nach einem ausgedehnten Spaziergang, als sie bereits eine Viertelstunde Abschied nehmend vor der Haustür gestanden hatten, riß sich Ursel die Frage vom Herzen: „Warum bin ich eigentlich noch nicht richtig erwachsen, was fehlt mir denn noch?" — Die Freundin erklärte feierlich: „Dir fehlt der erste Kuß. Ohne ihn wirst du immer ein kleines Mädel bleiben!"

Diese Antwort wirkte wie der Riß in einem übervollen Sack Erbsen: Hunderte neuer Fragen prasselten hervor. Ob es Anna-Charlotte ganz genau wisse und, wenn ja, woher; ob denn auch Elisabeth und Ilse und Dorothea und gar Adelheid, die bewunderte Adelheid . . . Und ob einmal genüge oder ob sie, Anna-Charlotte, die doch stolzer und prächtiger sei als z. B. Ilse, ob sie wohl zwei Mal und Adelheid gar drei Mal . . . Und wie sich das genauer verhalte und warum und woher? Ach, es gab tausend Fragen, unbekannte Dinge und Probleme. Eine ganz neue und gewaltige Welt tat sich vor Ursel auf.

Es war ½9 Uhr gewesen, als Ursel die entscheidende Frage tat und Anna-Charlotte die noch entscheidendere Antwort gab. Um ½10 Uhr hatte Anna-Charlotte geheimnisvolle Geschichten über die abwesenden Freundinnen, Adelheid zumal, angedeutet. Um ½11 Uhr waren beide dabei, das Grundsätzliche des Falles zu besprechen. Um ½12 waren sich beide darüber einig, daß unbedingt irgend etwas in dieser Hinsicht unternommen werden müsse. Wer weiß, zu welchen tollen Entschlüssen sie noch gekommen wären, wenn nicht Ursels Vater mit drohender Gebärde vor der Haustür erschienen wäre und zu wissen begehrte, warum sich seine Tochter nachts so lange draußen herumtriebe. Sodann nahm er die vor Schreck Erstarrte beim Schopf und führte sie in die elterliche Wohnung, worauf sie kurzerhand ins Bett gesteckt wurde.

Aber die Sache mit dem ersten Kuß blieb bestehen.

Nun, es hört sich mächtig einfach an: „Wenn du den ersten Kuß bekommst, bist du erwachsen!" Erst einen haben und einen bekommen, nämlich einerseits den dazu gehörigen Mann und zweitens den Kuß! Daß Vater und Brüder für diese geheimnisvolle Angelegenheit nicht in Frage kommen, stand für Ursel fest. Unzählige schnurrbärtige Gute-Nacht-, Festtags- und Abschiedsküsse waren in dieser Hinsicht wirkungslos geblieben. Der Lehrling des Geschäftes konnte noch nicht als Mann gelten, auch wenn er schon heimlich Zigaretten rauchte. Die Lehrer in der Berufsschule — sie rochen nach Tabak, nasser Kreide und Wandtafel; sie sagten: „Stehen Sie auf!" und „Reden Sie gefälligst lauter!", und außerdem hatte Ursel oft ein schlechtes Gewissen vor ihnen. Die Jungens der Tanzstunde rechnete Ursel allesamt für kleine Bengels, die vor Verlegenheit feuchte Hände und rote Ohren bekamen. Sie traute ihnen nicht zu, Vermittler einer so wichtigen Angelegenheit zu werden. Blieb für Ursel einzig erreichbar der Verkäufer der Drogerie von gegenüber. Er hatte zwar ein Gesicht wie ein trauriger alter Mops und pflegte einen Bleistift hinter dem Ohr zu tragen — aber Ursel war bereit, für das Erwachsen-Werden auch ein Opfer zu bringen. Nur: wie sollte sie von ihm einen Kuß bekommen?

Nach vielen fruchtlosen Versuchen (in denen sie zum Erstaunen des Drogeriebesitzers ein gewaltiges Bedürfnis an Zahnputz, Schuhkreme und Salatöl an den Tag legte), bot sich eines Abends die große Gelegenheit. Der Verkäufer begleitete sie auf Geheiß des Drogisten nach Hause, weil sie ohnehin den ganzen Arm voller Pakete hatte und im Geschäft Einkäufe für die bevorstehende große Wäsche gemacht hatte. Der Mond schien, als beide vor der Haustür standen. Mit zitternden Fingern suchte Ursel den Haustorschlüssel aus der Tasche zu graben. Jetzt oder nie, dachte sie. Haustor, Dunkelheit, Mond — alles schien ihr günstig gesinnt. Sie lächelte den Verkäufer an, der, die Arme voll duftender Kernseife, vor ihr stand — sie lächelte stärker. Ihr Herz klopfte. Sie schloß die Augen. Sie seufzte. Er bot ihr an, beim Aufschließen behilflich zu sein. Es erwies sich, daß die Tür ohnehin noch offen war. Der Verkäufer murmelte etwas Mürrisches, sagte „Nabend!" und verschwand. Und über die ungeküßten Lippen der kleinen Ursel huschte ein tief enttäuschtes „Dussel!".

Ja, es ist schon schwer, seinen ersten Kuß zu bekommen.

Etwa ein halbes Jahr später bekam ihn Ursel doch — endlich! Ein Vetter ihrer Mutter begleitete sie nach einem Ball nach Hause. Er duftete nach Bier und sprach so laut und so viel, daß die Straßen widerhallten. An einer dunklen Ecke sagte er plötzlich „Schätzchen!" zu ihr und legte den Arm um sie. Ursel fühlte etwas widerlich Feuchtes auf ihren fest zusammengekniffenen Lippen. Eine zehntel Sekunde später hörte man etwas wie den knallenden Schlag einer Mädchenhand auf einer vorwitzigen Männerbacke. Dann flüchtete Ursel, um den zum ersten Mal geküßten Mund gründlich zu reinigen und abzuspülen. Anna-Charlotte aber erzählte sie eine Woche später, nachdem sie Ekel und Abscheu einigermaßen überwunden hatte, sie habe also mit Erfolg den ersten Kuß erhalten.

Im stillen gestand sie sich jedoch ein, daß sie durch diesen Kuß kein bißchen erwachsener geworden war. Noch größer war die Enttäuschung darüber, daß dies ein so großes Ereignis sein sollte. Sie fand es unappetitlich und blödsinnig und glaubte, für den Rest ihres Lebens genug zu haben.

Erst drei Jahre später änderte sie ihre Meinung darüber grundlegend. Es war in der Zeit, als sie öfter mit einem jungen semmelblonden Herrn zusammentraf. Auf einer Bank im städtischen Park vollzog sich die Bekehrung im Mai und Mondenschein. Ursel fand es gar nicht mehr so unhygienisch und blödsinnig, sich zu küssen, im Gegenteil, sie meinte, nicht genug davon bekommen zu können — und das ist eine Ansicht der Leute, die etwas davon verstehen, nicht zu widersprechen pflegen.

Nur darüber, daß man vom Küssen erwachsener würde, sind die Meinungen geteilt. Es gibt nämlich Menschen, die behaupten, man könne davon auch jünger werden.





„Sieh, Papa, ich habe mir ganz allein eine Geige gebaut!"

„Und woher hast du die Saiten?"

„Vom Klavier!"

Verantwortlicher Schriftleiter: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.